

Nachname gingen mir nie aus dem Kopf und ich fragte mich: So viele aus unserer Klasse leben nicht mehr, wie steht es mit ihm?

Ich wusste nicht einmal, wo er wohnte und an welchem Ort er eine Ausbildung begonnen und ob er sie beendet hat, ob er überhaupt etwas zu Ende gebracht hat. Die ganze Klasse hatte vereinbart, dass wir uns jedes fünfte Jahr am zweiten Sonntag im Juli treffen wollten, und in der Tat hatten wir uns nach fünf, nach zehn, nach fünfzehn, nach zwanzig Jahren getroffen. Er ist niemals dabei gewesen, und niemand hatte ihn irgendwo gesehen oder etwas darüber gehört, ob er etwa gestorben war. Wenn er nach seinem Militärdienst irgendwo in Russland geblieben wäre, hätten wir es erfahren. Er lebt und es gibt kein Zeichen von ihm. Wie ist es möglich, dass er kein Lebenszeichen und keine Spur hinterlassen hat, dass gar nichts von ihm übrig geblieben ist?

Diese Frage, nicht er selbst, hat mir keine Ruhe gelassen, und so hatte ich keine andere Wahl, als mir auszudenken, wohin er verschwunden sein könnte. Deshalb ist es für mich notwendig gewesen, dieses Vorwort zu schreiben; und auch weil ich selbst schon ein hohes Alter erreicht habe, frage ich mich: »Was bleibt zurück von einem Menschen, wenn er selber nicht mehr da ist?«

Kapitel 1

So zu leben, wie Gaučys lebte, ist nur dann möglich, wenn man ein großes Ziel vor Augen hat. Jahrzehntlang auf eine Stunde der Erfüllung warten und die ganze Zeit die Zähne zusammenbeißen, die Lippen zusammenpressen und über diese Stunde niemandem nur ein Wort verraten – zurückblickend glaube ich, dass ein starker Wille allein nicht ausreichte, es gab noch etwas, das tiefer war als dieser Wille und vielleicht sogar wichtiger – etwas, das niemals in der Seele des Menschen ermatten oder ganz verschwinden kann. Aber verhielt es sich tatsächlich so? Oder hat der Mensch Gaučys vielleicht nur wie die meisten Anderen gelebt, vom monatlichen Vorschuss bis zur Endabrechnung, gearbeitet, gespart, um sich ab und an einen einfachen Gegenstand zu kaufen, und keine fernen Ziele und keine Stunden der Erfüllung haben sein Herz und seinen Verstand ausgezehrt. Allerdings es gibt etwas, das dagegen spricht – das ist sein Tod, denn sein Körper wurde niemals gefunden. Natürlich ist es möglich, so unauffällig und einfach zu leben, dass das Leben eines Einzelnen in der Menge der Anderen, der Grauen, der Unauffälligen von niemandem bemerkt wird, aber wie und wo muss man sterben, dass man selbst dann unbemerkt bleibt? Von seinem Leben blieb nichts, es blieb nichts von seinem Körper, gar nichts blieb. Wenn er selbst dieses Leben und dieses Ende wollte, warum zögerte er so lange? Will man nicht mehr leben – so lebe man nicht mehr, kein Gesetz zwingt jemanden zu leben, wenn er überhaupt nicht will, jeder ist Herr über sein Leben, aber wie kann man noch Herr über seinen Körper sein, wenn man gestorben ist? Der Körper ist nur noch ein Gegenstand, den man den anderen hinterlässt, aber er ist für die anderen völlig nutzlos, deswegen beeilen sie sich auch, ihn möglichst schnell loszuwerden. Wer

könnte außer seiner Frau oder seinen Arbeitskollegen bezeugen, dass er wirklich gelebt hat? Könnte der Pass das oder der Führerschein? Dort sind der Vorname, der Nachname, das Geburtsdatum – 1936 – eingetragen und noch weitere vollkommen unwichtige, unwesentliche Dinge, man kann eigentlich aufschreiben, was man will. Für die Bestätigung, dass ein Mensch wirklich gelebt hat, ist das wichtigste Dokument der Totenschein, aber für Gaučys hat niemand einen solchen ausgestellt. Er ist nicht gestorben, da ihn niemand begraben hat, er ist nicht verschwunden, da ihn niemand gefunden hat, er ist nicht umgebracht worden, da ihn niemand getötet hat, er wurde nicht von einem Auto oder Zug überfahren, er ist nicht vom Dach gefallen und er hat auch nicht im Krankenhaus oder zu Hause sein Leben ausgehaucht, denn nie hat er auch nur ein einziges Mal über Krankheiten geklagt. Es blieb nichts, und das war es. Schluss! Aber hinter diesem »es blieb nichts« verbirgt sich etwas Unklares, Unverständliches, für einen gesunden Verstand nicht Begreifbares, und diese Unklarheit ruft Verwirrung im Kopf hervor. Gut!, sagen wir also, von Gaučys blieb nichts, und mehr können wir dazu nicht sagen, so muss man mit seiner Geburt beginnen, denn wäre er nicht geboren worden, hätte er auch nicht gelebt. Die Geburtsurkunde ist erhalten geblieben, in dieser steht »Gaučys, Jiuozapas, Sohn des Antanas«. Der Name ist falsch geschrieben, kein Mensch schreibt »Jiuozapas« so. Haben sich Priester oder Vikar versehen beim Eintrag in das Taufbuch? Welche Bedeutung konnte das für das Leben von Gaučys haben? Gar keine. Ob Jiuozapas oder Juozapas geschrieben wird, jeder wird den Namen wie gewohnt aussprechen.

Bis zu seinem Schulabschluss wusste Gaučys nicht einmal selbst, dass sein Name falsch geschrieben worden war. Im Pass bemerkte er es irgendwie nicht, denn er schaute nur das eingeklebte Bild an, als er das erste Mal in seinem neuen Pass blätterte; er konnte sich mit dem Gedanken

nicht recht abfinden, dass er darin so wenig hübsch war. Schließlich warf er den Pass einfach in die Schublade und schob sie zu. Mit Schönheit hatte er nie prahlen können; obwohl Augen, Haare, Mund, Nase wie bei allen waren, ergaben sie doch zusammen nicht ein Gesicht, das die Herzen der Mädchen sofort zum Hüpfen bringt. Sogar ein weniger hübsches Gesicht gefällt ihnen, seines aber nicht.

Die Grundschule hatte Gaučys in dem Dorf besucht, in dem er wohnte, seine Geburtsurkunde war bei der Lehrerin geblieben, aber als er zur Mittelschule in die Stadt wechseln musste, steckte die Frau Blažiuiene die Geburtsurkunde mit dem Abschlusszeugnis in einen kleinen Umschlag, begleitete ihn durch die Veranda in den Hof, beugte sich über ihn und küsste ihn auf den Hinterkopf, obwohl er in der Schule weder unter den Ersten noch überhaupt ein guter Schüler gewesen war, sondern nur ein einfaches Dorfkind.

»Und jetzt geh, Kindchen ...«

Gerührt wie eine Mutter blieb sie so lange stehen, bis er um die Ecke der Schule abgebogen war und dann auf dem Weg durch den Garten auf die Landstraße ging und auf dieser Landstraße weiter bis in die Stadt, in die Stadt, in die Stadt ... Die ersten Häuser der Stadt waren bereits nach einigen Kilometern zu sehen, ebenso der Kirchturm und der Schornstein der Brauerei.

Und dann lag dieser »Jiuozapas« noch einmal sieben Jahre im Büro der Schule, bis zu dem Tage, an dem der Direktor mit den lockigen Haaren allen die Reifezeugnisse überreichte. Erst jetzt sah Gaučys seinen Namen schön und deutlich geschrieben: Gaučys, Jiuozapas, Sohn des Antanas.

Jetzt muss beschrieben werden, wo, wie, wann alles geschah, damit jeder sich eine klarere Vorstellung von allem machen kann.

Von der Stadt aus führen Landstraße und Eisenbahnlinie geradeaus Richtung Nordosten. Am Anfang verlaufen sie

nebeneinander in einem Abstand von nur einigen Metern, dann wird der Abstand breiter; aber in diesem Zwischenraum stehen noch keine Häuser, keine Schuppen, keine Buden oder anderes, es wächst nur vielerlei staubiges Gras, und fortgeworfene, alte Zeitungspapierfetzen, leere Konservendosen liegen herum, manchmal sieht man weiß eine an einen Pfahl gebundene Ziege, aber nur schemenhaft wie einen weißen Schimmer. Allmählich entfernen sich Landstraße und Eisenbahnlinie voneinander, nach einem halben Kilometer entsteht zwischen ihnen ein noch breiterer Zwischenraum, und dort sind dann ein vertrocknetes Kartoffelfeld, eine schmales Zwiebelbeet, einige Bretterschuppen und die ersten Häuschen zu sehen: Hier ist alles ordentlich, mit richtigen Gemüsebeeten, kleinen Gärten, und so geht es noch einen halben Kilometer, dann kommt der Bahnübergang. Auf der linken Seite der Bahngleise beginnt der Wald, die Bahngleise verlaufen den Waldrand entlang, die Landstraße aber führt durch die flachen Felder. Nach einem oder anderthalb Kilometern zieht sich der Wald von den Bahngleisen, vom ewigen Geratter der Waggons und vom Rauch der Lokomotive zurück, und auf diesem Stückchen Land, man kann »am Waldrand« sagen, es ist auch möglich »zwischen Bahnlinie und Wald« zu sagen – eben auf diesem Landstückchen befinden sich, wie hingeworfen, einige Häuschen von Gaučys' Dorf. Von hier sieht man weder die Stadt noch den Kamin der Brauerei, denn der Wald, der sich wie eine längere Halbinsel vorschiebt, verdeckt alles. Dann teilt die Eisenbahnlinie das Dorf in zwei ungleiche Teile, einen kleineren, der zwischen Wald und Eisenbahnlinie liegt, und einen größeren, der hinter dieser liegt. Nein, besser gesagt, das Dorf ist der Länge nach nicht in zwei, sondern in drei Teile unterteilt, weil der größere Teil noch von der Chaussee durchkreuzt wird, die nach Nordosten verläuft, und dieser dritte, sogar größte Teil des Dorfes, liegt zwischen der Landstraße und dem Fluss Venta. Die drei Dorfteile sind jedoch nicht unterschiedlich

benannt, sondern das Dorf hat nur einen Namen. Die Landstraße (»Chaussee« sagt niemand) ist im Dorf am wichtigsten. Nicht nur weil sie sehr viel älter ist als die Bahnlinie und bei ihr und eben nicht bei der Bahnlinie das ganze Dorf entstanden ist – nur kleinere Häuser stehen unregelmäßig verstreut am Dorfrand –, sondern weil an der Landstraße auch die Grundschule steht. Wenn man von der Veranda immer geradeaus geht, erreicht man nach einem halben Kilometer die ruhig dahinfließende Venta. Sie macht dort eine Biegung, das jenseitige Ufer ist eben und glatt, am Wasser mit Weiden und Schwarzerlen bewachsen, aber das diesseitige Ufer, vom Wasser ausgespült, ist steil und hoch, und man nennt diesen Ort »Burgberg«. Von hier aus, über die Landstraße und die Eisenbahnlinie, dann bis zum Wald und dem Haus von Gaučys geradeaus, sind es drei Kilometer, und genauso weit ist es bis zur Stadt, aber drei Kilometer sind in der Kindheit nicht wichtig, wichtiger ist, dass hinter der Landstraße, näher am Fluss, andere, fremde Kinder lebten. Obwohl alle Kinder sich jeden Herbst in derselben Grundschule an der Landstraße trafen, gab es keine größere Freundschaft mit denen vom Fluss; die badeten in der Badeanstalt unterhalb des Dorfes, aber die auf der anderen Seite der Landstraße wohnten, besaßen am Burgberg ihren eigenen Badestrand. Die Flusskinder hatten den Fluss, aber sie hatten nicht ihren Wald, ihre Walderdbeeren, Blaubeeren und Steinpilze.

Später, als Gaučys herangewachsen war, hatte dies keine Bedeutung mehr, die ganze Jugend des Dorfes badete beim Burgberg, und auf seiner Kuppe veranstaltete man auch die Dorffeste und verabredete sich zu einem Stelldichein. Die Welt der Kindheit erweiterte sich, und je weiter sie wird, desto weniger gehört sie einem, man kann sie nicht vergleichen mit dem engen Stückchen Land der frühen Kindheit zwischen dem Wald und der Eisenbahnlinie, zwischen dem Rauschen der Tannen und dem Geratter der Waggons. Die Welt war für Gaučys noch ganz klein und vertraut und

wäre noch vertrauter gewesen, wenn es nicht diese zwei Ängste gegeben hätte: Geh nicht in den Wald, du wirst dich verirren, geh nicht zu den Eisenbahnschienen, du wirst überfahren werden.

Man muss wissen, dass die frühe Gaučys' Kindheit kein bisschen anders verlief, als die der Mehrheit aller Nachkriegskinder. Die Eltern hatten am Waldrand drei Hektar Land mit der grauen, lehmigen Erde, eine Kuh, ein Ferkelchen, einige Hühner. Es gab die Deutschen, es gab die Russen, aber die Mutter musste jeden Morgen, unabhängig von den einen oder von den anderen, ihr Kreuz entlang den Bahngleise schleppen, ihr Kreuz in der wörtlichen und in der übertragenen Bedeutung des Wortes: Sie legte sich ein Schulterjoch über die Schultern, hängte an jedes Ende eine Blechkanne voll Milch und wankte damit durch Kälte, Schnee und Regen in Richtung Stadt, jeden Morgen wieder mit ihrem Schulterjoch, immer auf demselben Pfad an den Bahngleisen, der wahrscheinlich auch dann nicht zuge wachsen wäre, wenn sie ihn nur allein benutzt hätte.

Die Stadt, die nicht weit entfernt lag, auch wenn man sie vom Hof aus nicht sehen konnte, bedeutete Gaučys noch nichts. Solange man klein ist, ist auch die Welt noch klein: die Kuhweide am Waldrand, etwas näher zwei Äckerchen, das eine mit Kartoffeln, das andere mit Gerste, einige Apfelbäume am Ende des Stalles, ein Gemüsegarten, dann das Haus mit all seinen Gegenständen und Gerüchen, es war eigentlich ein einfache Hütte: ein Flur, eine Küche und noch eine Kammer, in der sie alle drei schliefen, und wenn Gaučys aufwachte, sah er durch das Fenster den alten Kirschbaum im Hof, die Hälfte seiner Zweige waren jedoch schon vertrocknet. Wer könnte jetzt sagen, welche Bilder dieser frühen Kindheit Gaučys sein Leben lang im Gedächtnis geblieben sind? Höchstwahrscheinlich solche, wie bei den meisten Dorfkindern: das Gesicht des Vaters, der Mutter, die Gesichter der nächsten Nachbarn, die Augen der Kuh, der mit den Flügeln schlagende Hahn auf

dem Zaunpfahl des Gemüsegartens und noch mehr, sagen wir, der Geruch der abendlichen Suppe oder die changierenden Farben des Feuers, wenn die Mutter das Türchen des eisernen Ofens öffnete? Der Rücken des Vaters, wenn er abends über den Tisch gebeugt seine Suppe schlürfte – auch der Vater ging fast jeden Tag in die Stadt: Er half bei einem Hausbau, hob Fundamente oder Brunnen aus, manchmal arbeitete er in einem Sägewerk oder irgendwo anders, aber im Winter arbeitete er immer im Wald, bei stärkstem Frost und in tiefem, kniehohem Schnee.

Das Gedächtnis der frühen Kindheit – ist wählerisch, man wird nie verstehen, was es in seine tiefsten Vorratskammern legen wird, oft gelangen die wichtigsten Dinge dort nicht hinein, aber ein Nichts, eine Kleinigkeit, etwas Winziges, eine Hühnerfeder, die in einer Kartoffelblüte steckt, können sogar in der letzten Stunde des Lebens wieder vor dem inneren Auge erscheinen. Zwei Ereignisse haben sich zweifellos in das Gedächtnis von Gaučys eingepägt: wie seine Mutter ihn zum ersten Mal in die Schule begleitete und wie sein Vater auf Brettern in jenem Zimmer lag, angezogen mit diesen merkwürdigen Schuhen – es wäre unmöglich, sich nicht daran zu erinnern. In die Schule musste er so gehen: erst über den Bahnübergang, dann entlang der Äcker und Gräben, weiter quer durch zwei Nachbarhöfe, in denen es keine kleinen Kinder mehr gab, und schließlich von der Ecke des Schulgartens und entlang des Gartenzauns bis zur Veranda. Nur diese Züge waren eine schreckliche Sache, wenn man Lokomotive sah, wie sie noch weit entfernt schnaufte und ihren Dampf abließ, musste man stehen bleiben und in jedem Fall so lange warten, bis sie herangedonnert und vorbei gerattert war, man durfte nicht rennen oder quer über die Schienen laufen: lieber das Schimpfen der Lehrerin wegen des Zuspätkommens in Kauf nehmen war als das ganze Leben ohne Beine zu bleiben, was sollten man dann machen? Man würde allein auf dem Fußboden rollen wie irgendein hingeworfenes

Holztheit, und ein Hahn tritt in die Stube und pickt einem die Augen aus, sogar das Sonnenlicht kann man nicht mehr sehen, und wie wird es einem dann gehen? So ist es, Kindchen, hast du verstanden?

Die Lehrerin Blažiuniene war nicht einfach nur so eine Lehrerin. Auch ihr Gut war nicht einfach nur so ein Gut: Das Land zwischen Landstraße und Eisenbahnlinie gehörte fast von der Stadtgrenze an zum Gut, alle Felder und Äcker und das riesige Haus mit zwei Veranden, einem Blechdach, mit weißen Fensterläden, Scheunen, Ställen, Speichern und dem größten Garten. Aber sie lebte dort allein und unterrichtete, erlaubte allen Kindern, so viele Äpfel zu pflücken und zu essen, wie sie wollten, nur ärgerte sie sich sehr, wenn sie einen angebissenen und fortgeworfenen Apfel im Gras fand. Und noch etwas: Es durfte kein Apfelgriebs auf ihren Tigerkater geworfen werden, der immer auf der Veranda in der Sonne lag und sich wärmte und blinzelte. Eigentlich hieß der Hof nicht »Gut der Blažiuniene«, sondern »Gut des Blaziunias«, denn Blaziunias war bei Smetona Oberst gewesen, aber niemand nannte es jetzt mehr beim alten Namen, denn bei ihrer ersten Ankunft hatten die Russen ihn festgenommen und irgendwohin verschleppt, alle im Dorf wussten darüber Bescheid, und deswegen sagte man eben nie mehr der »Gut des Blaziunias«. So erzählte es die Mutter, denn Blažiuniene war nicht nur eine einfache Lehrerin! Früher lebte sie in Kaunas, dort besaß sie ein großes, schönes Haus, und wenn sie, was selten geschah, hierher reiste, war sie völlig mit Ringen und Gold behängt, einfach zum Fürchten, für die höheren Studien soll sie sogar in die Schweiz gefahren sein, und etwas Höheres gibt es nirgends! Gaučys hatten nicht diese Schweiz oder Kaunas Eindruck gemacht, sondern dieses besonders betonte Wort »sogar«, seine Handfläche, fest umschlossen von der Hand der Mutter, wurde feucht vor Furcht. Frau Blažiuniene war auch »sogar, sogar«: groß, schlank, mit goldblonden Haaren, himmelblauen

Augen, anscheinend wie für ein Gemälde geschaffen, aber vielleicht dann doch nicht: An den Schläfen waren die Haare nicht golden, sondern ganz grau, und die Mundwinkel waren nach unten gezogen, als ob sie irgend etwas ständig schmerzen würde. Sie lächelte auch niemals; vier Jahre wartete die ganze Schule auf ein Lächeln, aber man wartete umsonst. Am Anfang dachten alle, dass die Lehrerin sie nicht liebte, aber später erfuhren sie von irgendwoher, sie wussten selber nicht woher, dass sie die Kinder liebt, liebt, alle liebt!

Vom Alter her hätte Gaučys auch früher in die Schule gehen können. Vierundvierzig war er immerhin schon acht Jahre alt, aber es gab keine Schule im Dorf, Blažiuniene war noch nicht aus Kaunas hergezogen und hatte noch nicht die Hälfte des großen Hauses den vier Klassen überlassen. Mehr kann man über sie nicht berichten, weil sie im Herbst jenes Jahres, als Gaučys, nachdem Blažiuniene ihn auf den Hinterkopf geküsst hatte, mit seinen Zeugnissen durch den Garten auf die Landstrasse gegangen war, genau in jenem Jahr, verschleppt wurde. Und niemand je wieder etwas von ihr gehört hat.

In dem Herbst, als ihn die Mutter zum ersten Mal in die Schule führte und in ihrer Hand sein feucht gewordenes Händchen fest drückte, war der Vater schon nicht mehr zu Hause. Wenn er noch dagewesen wäre – ob er ihn wohl selber dorthin gebracht hätte und ihn noch mit allerlei Hähnen, die den beinlosen Kindern die Augen auspicken, geängstigt hätte? Vielleicht hätte er nur streng gesagt: Warte stets so lange, bis der Zug vorbeigefahren ist, hörst du? Im-mer! Sei niemals unvorsichtig und un aufmerksam, richtige Männer sind das nicht, hörst du?

Der Vater war schon seit einem Monat oder vielleicht länger nicht zu Hause. Die Deutschen hatten ihn zusammen mit anderen Männern beim Markt festgenommen und alle irgendwo an die Front gebracht, damit sie Schützengräben ausheben. Wo sie diese Schützengräben aushuben,

wo sie den Lehm eines fremden Landes ausschippten, wusste niemand. Die einen sagten in Lettland, die anderen irgendwo weiter weg, doch die Front kam jede Woche näher an Litauen heran, jetzt war sie bei Šiauliai, aber von dort wird er nicht geflüchtet und nach Hause gelaufen sein, die Läufe der deutschen Maschinengewehre waren auf die Rücken von allen gerichtet, man sagte, die Deutschen könnten einen allein schon erschießen, wenn man Richtung Heimat schaut, mit ihnen ist nicht zu spaßen, sie sagen nicht zweimal dasselbe. So sprach der Nachbar Lenkauskas, und die Mutter hörte zu und wurde immer blasser, nachts weinte sie. Gaučys war noch zu klein, als dass er sie hätte trösten können: Jedenfalls schleppte sie sich mit ihrem Schulterjoch jeden Morgen an den Bahngleisen entlang in die Stadt, und solange sie nicht zurückgekehrt war, hatte Gaučys Angst, weil er allein war. Im Hof bei den Hühnern, beim Hahn fühlte er sich dagegen stärker. Lankauskas aber kam immer und redete andauernd über die Front, gleichsam mit der Absicht, die Mutter noch mehr zu ängstigen, er konnte jedoch leicht reden, denn sein eigener Sohn war nicht festgenommen worden und grub nirgends einen Schützengraben aus.

An einem Septembertag bei Sonnenaufgang, als die Mutter draußen ihr Joch zurechtrückte, fuhr Lankauskas mit seinem Leiterwagen in den Hof. Gaučys hatte schon gelernt, allein in die Schule zu gehen, er schaute nun schon einige Tage auf die schwarze Tafel mit den weißen Buchstaben und auf die goldblonden Haare von Blažiuniene; er ging schweigend, wie ein wenig ermüdet von der auf ihn einstürzenden, großen Verantwortung: Sich an alles erinnern, was die Lehrerin sagt, ständig aufpassen, dass die Nase nicht versehentlich läuft, sich vor den schrecklichen Zügen hüten, dazu die vielen fremden Kinder, neue Eindrücke, und dann noch lernen, die Hand zu heben, wenn man auf das Häuschen hinter dem Blumengarten gehen muss. Gott bewahre, wenn du die Hand hebst und hebst,

aber die Lehrerin bemerkt es nicht, sie schreibt etwas an die Tafel, den Rücken zur Klasse gekehrt, oder macht sonst etwas, so kann sie die Hand nicht bemerken? Sie kann.

Die Mutter weckte Gaučys normalerweise immer erst vor dem Weggehen, auch an an diesem sehr frühen Septembertag schlief er noch, am Waldrand zog ein bläulicher, durchsichtiger Nebel über die Kuhweide. Heute hätte sie ihn überhaupt nicht geweckt, denn es war Sonntag und Gaučys, sehr müde vom Lernen, hätte bis zu ihrer Rückkehr friedlich weiter schlafen können, aber plötzlich erwachte er vom Geschrei der Mutter im Hof.

»Wie hast du ihn hingelegt?! ... Wie hast du ihn hingelegt, du Teufel?! Genau auf die nackte Sense! ...«

Gaučys wachte augenblicklich auf, nur mit einem Höschchen bekleidet rannte er auf den Hof, und er kam sogar rechtzeitig, um zu hören, als Lankauskas, so als würde er sich ein wenig schämen, leise sagte: »Leg ihn hin, wo du willst, für ihn ist es jetzt egal ...«

Die Mutter lief neben dem Wagen im Hof hin und her, sie rannte immer von der einen Seite zur anderen und kreischte, es war kaum noch zu verstehen: »Ach! ... Ach! ... Ach, Gott! ... Ach! ...«

Der Vater lag rücklings auf dem Leiterwagen, und tatsächlich blitzte unter seinem Kopf die Sense von Lankauskas hervor, aus beiden Ohren flossen zwei dünne Blutrinnensale, aber nur über beide Wangen, die Bodenbretter waren noch nicht blutig, Gaučys hatte deswegen auch den Eindruck, dass der Vater vielleicht noch ein kleines bisschen am Leben war, das aller kleinste bisschen.

Später wird sich Gaučys an alles, selbst an Kleinigkeiten erinnern. Sein ganzes Leben lang: wie Lankauskiene im Laufschrift herbeilief und wie sie zu dritt den Vater vom Wagen nahmen und ihn in die Stube trugen, wie Lankauskas fest an den Zügeln riss, die Pferde rückwärts setzte, weil er den großen Wagen in dem kleinen Hof wenden wollte, wie er, aufrecht im Wagen stehend, mit der Sense in

die Stadt fuhr, um den Sarg zu bestellen, wie Lankauskiene sich anbot, den Leichnam zu waschen und zu rasieren und wie die Mutter sie mit den Augen fürchterlich anblitzte: »Ich habe meinen Mann, als er lebte, nicht gefürchtet, und ich fürchte auch den Toten nicht. Setz lieber den großen Kessel mit Wasser auf, um es zu wärmen.«

Aber auch Lankauskiene war nicht auf den Mund gefallen: »Hast du Angst, dass er noch einen Schnupfen bekommt, wenn er mit kaltem Wasser gewaschen wird?« Trotzdem hockte sie sich hin und begann Feuer zu machen.

Wieder blitzten die Augen der Mutter sie an, Lankauskiene sagte nichts. Die Mutter schrie schon lange nicht mehr, sie weinte nicht einmal mehr, sie ging nur außergewöhnlich langsam in der Stube hin und her, streckte die Hand aus nach der einen oder der anderen Sache, aber immer griff sie daneben, es gelang ihr einfach nicht, irgendetwas in die Hand zu nehmen. Als das Wasser sich erwärmt hatte, wrang sie das Handtuch aus.

»Geht beide in den Hof hinaus, ich mache hier alles selber.«

Lankauskiene nahm Gaučys bei der Hand. »Gehen wir, gehen wir, sie jagt uns ja hinaus, für dich gibt es hier wirklich nichts zu sehen.«

Sie führte ihn in den Hof bis zum Zaun des Gemüsegartens, wo ein großer grauer Stein lag, setzte sich darauf und streckte die Beine weit in das Gras aus.

»Ich setze mich, du aber steh. Du siehst, es gibt für dich in der Nähe keinen anderen Stein.«

Noch mehr sagte sie nicht, stattdessen schaute sie auf irgendeinen Punkt am Waldrand, wo sich der bläuliche Nebel schon lange aufgelöst hatte, Gaučys stand wie befohlen in seinem Höschen neben ihr, aber er musste sehr nötig Pippi machen, dafür hatte er noch keine Zeit gehabt, denn er war sofort in den Hof gerannt. Und dann hörten sie beide wieder das Geschrei der Mutter, aber jetzt im

Haus und wieder mit diesem einzigen, klar verständlichen Wort »Herrgott! Herrgott!«

Lankauskiene erhob sich stöhnend vom Stein, Gaučys spürte, dass es plötzlich zwischen den Beinen heiß und feucht wurde.

Der Vater lag schon gewaschen vollkommen nackt im Bett auf dem kahlen Lattenrost, seine Strohmattatze war in das Bett von Gaučys geschoben worden, aber der Vater sah dem Vater jetzt überhaupt nicht ähnlich: Die Mutter hatte ihr Tuch um sein Kinn gebunden und die Ecken des Tuches über dem oberen Teil des Kopfes verknotet, sie standen hoch wie zwei Hasenohren, auf die Augenlider waren jeweils metallene Münzen gelegt. Lankauskiene und Gaučys traten in die Stube, und die Mutter hielt ihnen einen seiner Stiefel entgegen, so als ob sie die Nacktheit des Vaters vollkommen vergessen hätte, und schrie immer wieder: »Herrgott, Herrgott!«

»Was ist jetzt wieder los?«, fragte Lankauskiene. »Schrei nicht! Schrei doch nicht mehr! Siehst du, wegen deines Geschreis hat das Kind vor Angst in die Hose gemacht.«

Die Mutter warf ein Auge auf die feuchte Stelle zwischen Gaučys' Beinen, sie schluchzte und schluchzte, als ob sie etwas schlucken wollte, aber einfach nicht hinunterschlucken konnte, und brachte kein Wort heraus, sie zeigte nur immer wieder Lankauskiene den Stiefel. Die kurzsichtige Lankauskiene verstand noch nichts von dem, was ihr gezeigt wurde. Aber Gaučys hatte schon verstanden: der Stiefel hatte überhaupt keine Sohle, er bestand nur aus Oberleder und Schaft, und durch diesen Schaft konnte man das rückwärtige Fenster sehen. Endlich hatte Lankauskiene verstanden, sie nahm den Stiefel nicht einmal in die Hand, sondern stürzte zu dem Bett und hob das eine Bein des Vaters hoch. Nachdem sie die Fußsohle gesehen hatte, fing jetzt Lankauskiene an zu schreien.

»Jesusmaria! Jesusmaria! ... Rohes Fleisch! ... Rohes Fleisch! ...«

Aus irgendeinem Grund hatte niemand die Fußsohlen des Vaters angeschaut, als er noch auf der Sense im Wagen von Lankauskas lag. Vielleicht weil sie von dem Teer und der Erde der Eisenbahnschwellen vollkommen schwarz waren.

Später, schon in der Nacht, als man sich zur Totenwache versammelt hatte, gingen die Männer des Dorfes in den Hof rauchen, sie sprachen miteinander, berieten, rätselten, urteilten, aber niemand kam zu einem anderen Urteil als zu diesem: von der Front, von den Schützengräben geflohen, war der Vater nach Hause gelaufen. Woher er gekommen war, wusste niemand genau. Vielleicht würden später andere, die mit ihm zusammen waren, falls einige davon am Leben blieben, zurückkommen und darüber berichten, aber bis dahin war nur eines klar, dass er von sehr weit her gekommen war, vielleicht von Riga, vielleicht von Liepoja, vielleicht von noch weiter her, dass er nach Hause gegangen war, Tag und Nacht gegangen war, und um sich nicht zu verirren, war er auf den Bahngleisen gelaufen, die ihn direkt bis zum Hause führen mussten, fast bis zur Schwelle, aber er war nicht bis dorthin gekommen, es fehlten noch einige hundert Meter, als ihn eine heranfahrende Draisine mit Soldaten niederschmetterte. Sie sagten weiter, dass er sicher anfangs noch Schuhsohlen hatte, als er auf den Gleisen gegangen war, es lief sich sehr unbequem, der Abstand zwischen den Schwellen war zu schmal, um auf jede zu treten, und zu breit, um eine auszulassen; deswegen musste er abwechselnd mit dem einem Fuß auf die Schwelle getreten sein, mit dem anderen in den Zwischenraum auf den Kies und Schotter, und das zerfrisst die Schuhsohlen sofort.

»Aber warum ging er auf diesen Gleisen, warum?« Irgendjemand verstand das nicht. »Warum ging er nicht daneben?«

»Vielleicht ist er anfangs gar nicht dort gegangen«, versuchte Lankauskas eine Erklärung. »Aber wie lange kann

man denn so gehen? Hat er auf dem Weg etwas gegessen, hat er sich an Speck sattgegessen? Und irgendwann hat die Anspannung nachgelassen, er hat gespürt, dass er gleich auf die Erde fallen wird und nicht mehr aufstehen kann. Deshalb ist er auf den Gleisen gegangen, wenn man auf den Gleisen geht, schläft man bestimmt nicht ein!«

»Aber er ist doch eingeschlafen, so dass er die heranfahrende Draisine nicht gehört hat?«

»Und wann ist er eingeschlafen? Als er schon fast bei seinem Dorf angekommen war! Da hat er sich völlig entspannt. Fast schlafend ging er noch! Es war doch nicht mehr weit.«

»Aber wie konnte er mit diesen Füßen noch gehen?«

»Wie wird er nicht können ...«, seufzte irgendeiner. »Nach Haus gehen, zu seiner Frau, zu dem Kind ... Das könnte jeder.«

»Gut ... Er ist nach Hause gegangen ... Er ist wahrhaftig nach Hause gegangen ... Schluss, Männer, gehen wir die ›Kalnai‹ singen.«

Nachdem Lankauskiene sich die Fußsohle genau angeschaut hatte, legte sie das Bein zurück, beugte sich am Bett ganz nah über das Gesicht des Vaters, zog die Ecken des Tuches fester über den Hinterkopf und drückte mit dem Finger beide Geldstücke auf die Augenlider, sie beugte sich so weit zu ihm hinunter, als ob sie ihn küssen wollte. »Was steckt hier in dem Mund? Hast du das nicht gesehen, als du ihn gewaschen hast?«

Auch die Mutter beugte sich über den Toten, sie lockerte zuerst den Knoten des Tuches. Genau in seinem Mundwinkel steckte ein kleiner, ganz kurzer Grashalm, vielleicht ein Drittel so lang wie ein Streichholz. Lankauskiene zog daran, aber er riss ab. »Woher stammt das Gras im Mund?«

Mit der einen Hand fasste sie an die Oberlippe, mit dem Daumen der anderen Hand drückte sie das Kinn des Vaters nach unten, riss ihm den Mund auf, löffelte dann mit zwei